

Zeitschrift: Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band: 139 (2002)

Artikel: Als die Moral baden ging : Badeleben am schweizerischen Bodensee- und Rheinufer 1850-1950 unter dem Einfluss der Hygiene und der "Lebensform"

Autor: Büchi, Eva
Kapitel: Schlusswort
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-585109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schlusswort

Die vorliegende Arbeit über die Badekultur am Bodensee zwischen 1850 und 1950 ist ein Grenzgang nicht nur über geografische Grenzen rund um den Bodensee, sondern auch einer über die Grenzen verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen wie Soziologie, Architektur, Kulturanthropologie, Kunst oder Geschichte. Mit einem Zugang über die (teilweise spärlichen) Quellen und über die noch bestehende oder allenfalls dokumentierte Architektur habe ich versucht, die wichtigsten Fragestellungen zu beleuchten. Nachfolgend fasse ich die Resultate meiner Untersuchung zusammen.

Die Entwicklung der Badekultur am Bodensee verlief ähnlich wie andernorts in Europa. Auch am Bodensee waren Militärbadeanstalten (Bregenz und Konstanz) die Wegbereiterinnen einer frühen Popularisierung des Badens und Schwimmens in freien Gewässern. Wie an den bekannten Badeküsten am Meer badete am Bodensee zunächst die soziale Oberschicht während der «Sommerfrische» und während ihrer Kuraufenthalte in Sanatorien sowie in hoteleigenen Badehütten, die im See draussen standen. Dieser Badetourismus der Oberschicht und des Bürgertums in der Mitte des 19. Jahrhunderts ist zur Hauptsache am deutschen Bodenseeufer sowie in Rorschach, Horn, Uttwil und am Untersee auszumachen, wobei in den schweizerischen Bade- und Kurorten der Badetourismus nie den gleichen Umfang annahm wie in den deutschen.

Dank der Militärbadeanstalten von Konstanz und Bregenz wurde es bald auch Zivilistinnen und Zivilisten möglich, die sanitären Anlagen der Seebadeanstalten zu nutzen: Dort, wo die Militärbadeanstalten um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Türen schlossen, wurden nämlich neue, zivile Badeanstalten eröffnet.

Viele der Volksbadeanstalten, die bald auch andernorts entstanden, wurden von Privaten (Aktiengesellschaften) gegründet und betrieben. Vor 1900 erstellte Badeanstalten, die im Besitz der öffentlichen

Hand waren, gab es nur in grösseren Städten (Konstanz, Bregenz; Ausnahme: Diessenhofen); diese ersten Seebadeanstalten, erbaut in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, waren als «öffentliche Badezimmer» konzipiert. Dies lässt sich anhand von Plänen und Bauakten schön zeigen: Einrichtungen wie Einzelbadekabinen mit Treppen ins Wasser, Baderwannen, Badeöfen, Duschen oder Rasierutensilien machen klar, dass hier in Zeiten gebadet wurde, als die wenigsten Haushalte über eigene sanitäre Anlagen verfügten. Über die effektive Dichte des «sanitären Netzes» am Bodensee zwischen 1860 und 1900 gibt es nur vereinzelte Quellen. Doch gibt es in den Akten der früheren Aktiengesellschaften und der Vereine, die sich mit Gesundheitsfragen befassten, viele indirekte Hinweise auf die hygienische Notwendigkeit und den gemeinnützigen Charakter der Badeanstalten. Vieles deutet darauf hin, dass die sanitäre Versorgung für den grössten Teil der Bevölkerung ungenügend war.

Die Betreiber der ersten Seebadeanstalten waren, wie gesagt, meist private Aktiengesellschaften. Obwohl deren Zusammensetzung – meist waren Ärzte, Lehrer und Beamte daran beteiligt – sehr oft auf gemeinnützige Motive schliessen lässt, sahen einige der Aktionäre den Betrieb einer Seebadeanstalt auch als gewinnbringendes Geschäft. Doch in der Realität waren Seebadeanstalten, wenn überhaupt, nur in den ersten Betriebsjahren Gewinn bringend. Sobald sich die Reparaturarbeiten häuften, wurde der Betrieb defizitär. Die edlen Motive und die Berufung auf die Gemeinnützigkeit der Seebadeanstalten verschwanden dann bei den Aktionären parallel zum schwindenden Guthaben in der Badeanstaltskasse: Nach dem Grundsatz «Gewinne privat, Verluste dem Staat» versuchten die Aktiengesellschaften, die defizitären Anlagen dem Staat zu übergeben und diesen in die Pflicht zu nehmen.

Beim Bau der Seebadeanstalten ergaben sich immer die gleichen Probleme: Ausschlaggebend für den

Standort waren die Uferbeschaffenheit (nicht zu flach, nicht zu steil), die Strömung (nicht zu stark, nicht zu schwach), die Nähe der potentiellen Badegäste sowie die Verkehrsanbindung (möglichst nahe des Dorfzentrums und des Bahnhofs). Zudem durfte eine Seebadeanstalt nicht in der Nähe von Industriebauten (verschmutzte Abwässer), Waschplätzen oder Pferdebadestellen liegen. Des Weiteren durfte der Standort den Passantinnen und Passanten keinen Blick ins Innere der Anstalt gewähren; dafür sorgten bauliche Massnahmen wie Bretterverschläge und Jalousien. Oft führten auch lange Stege zu einer Anstalt. Diese dienten wohl nicht nur zur Überwindung eines allzu flachen Ufers, sondern waren ebenfalls eine bauliche Massnahme gegen unliebsame Blicke.

Hatte eine Gemeinde eine Seebadeanstalt einmal übernommen, betrieb sie diese, bis ein Abbruch notwendig wurde und sich die Frage eines Neubaus stellte. «Seebadeanstalt oder Strandbad?», lautete dann die Frage im Zeitraum von 1910 bis 1930. Sie wurde in vielen Gemeinden sehr emotional diskutiert: War es ihre Aufgabe, das Bedürfnis eines Teils der Bevölkerung nach Sport und Spiel, nach Sonnenbad und faulem Nichtstun zu erfüllen, oder war sie nur dafür verantwortlich, ihren Bürgerinnen und Bürgern das Schwimmen beizubringen und ihnen ein sicheres Bad im See zu ermöglichen? Es gab zwei Kategorien von zeitgenössischen Antworten: Für die eine steht ein Romanshorner Leserbriefschreiber, der Strandbäder 1912 als «Gesundheitstempel» bezeichnete, für die andere der Kreuzlinger Gemeindeammann Johannes Lymann, der 1929 den Betrieb eines Strandbades mit Freizeitelementen nicht als Aufgabe der öffentlichen Hand sah.

Nach 1920 verloren die Seebadeanstalten ihre Funktion als Einrichtungen der allgemeinen Hygiene. Grund dafür war die Tatsache, dass immer mehr Wohnhäuser mit sanitären Anlagen ausgestattet wurden und sich damit für immer mehr Leute ein Besuch im «öffentlichen Badezimmer» erübrigte. Wer

dennoch kein Warmwasserbad im eigenen Haus nehmen konnte, besuchte die in Schulen und Gemeindegäusern installierten Kabinen mit Badewannen.

Aussagen über Entwicklungen am Bodenseeuferr gewinnen an Gewicht, wenn zum Vergleich mit der Entwicklung des dortigen Badewesens «Binnengemeinden» herangezogen werden. Die Beispiele Amriswil und Frauenfeld verdeutlichen, dass dort wegen der Wasserversorgung und wegen bautechnischer Probleme den Bewohnerinnen und Bewohnern der Luxus eines Vollbades oder eines Schwimmunterrichtes nicht geboten werden konnte.

Dank der neuen Verkehrswege, der Eisenbahn und – wie im Falle von Amriswil – des Postautos besuchten aber immer mehr Menschen im Sommer den See, um dort zu baden. Mit der Einführung der 48-Stunden-Woche nach dem Generalstreik von 1918 verfügten die Menschen über mehr Zeit und Musse, sich am See zu vergnügen. Einen Boom erlebten die Strandbäder ab 1930; sie liefen den Seebadeanstalten an Beliebtheit endgültig den Rang ab. Daran vermochten auch bauliche Massnahmen wie Sonnendächer, Sprungtürme oder Flösse, mit denen die alten Seebadeanstalten noch einmal «geliftet» wurden, nichts mehr zu ändern.

Die Entwicklung der Freibadekultur war geprägt durch die Hygiene- und die so genannte «Lebensreform». Diese beiden Reformbewegungen unterscheiden sich deutlich in ihrer Trägerschaft, Kontrollausübung und Akzeptanz. Ihre zeitliche Entwicklung läuft aber teilweise parallel, und die Übergänge von der einen zur anderen Form sind fliessend. Zu den Hygienebestreбungen des 19. und 20. Jahrhunderts gehörten die Gesundheitspolizei, Ärzte und Beamte, die sich bemühten, mittels Gesundheitstraktaten und dem Bau von sanitären Einrichtungen die Gesundheit der Menschen zu fördern. Dabei umfasste Gesundheit nicht nur körperliches Wohlbefinden, sondern beinhaltete auch die Behausung, die Abfallbeseitigung und die Kanalisation. Die «Lebensreform»

hingegen war nicht staatlich; sie bekam Impulse von Idealistinnen und Freidenkern, die «gesund» leben wollten, was je nach Ausprägung vegetarisch, nackt in freier Natur, ohne Medikamente oder in freier Liebe bedeuten konnte. Beide Bewegungen agierten unter ähnlichen politischen, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen, nur setzten sie die Hebel ihrer Reformversuche verschieden an.

Ein grosser Teil der vorliegenden Arbeit ist das Produkt einer Spurensuche nach längst verschwundenen Bauten sowie eine intensive Auswertung der gesichteten Quellen. Spannend und gut dokumentiert sind der Wertewandel und die Umbruchzeit, die ab 1900 mit dem Aufkommen der Strandbäder einsetzte. Notwendig für diesen Umbruch waren ein neues Körperverständnis, der Wunsch nach Bewegung an frischer Luft und nach einem Bad in der Sonne. Ausgelöst hatte dieses neue Körpergefühl die facettenreiche «Lebensreform», zu der nicht nur die Freikörperkultur, sondern auch eine gesunde Ernährung und Bewegung an der frischen Luft, eine neue Stadtplanung, eine Kleiderreform usw. gehörten.

Das Aufkommen der «Lebensreform» weist auf Bruchlinien in einer Gesellschaft hin, deren Anhängerinnen und Anhänger sich ihr Privatleben nicht mehr von Staat und Kirche vorschreiben lassen wollten. Die Kontroversen um die Strandbäder belegten diesen Paradigmenwechsel: Man wollte nicht mehr dort baden, wo der Staat es vorschrieb und Seebadeanstalten betrieb, sondern an einem frei gewählten Ort, wenn möglich an freien Ufern, und zwar gemeinsam mit Partner, Partnerin und Kindern. Seeanwohnerinnen und -anwohner suchten sich selbst die geeigneten, sichersten und schönsten Badeplätze aus und badeten dort. Diese Badebewegung wurde nach und nach zu einer Massenbewegung, die lebensreformerische Ideen mehr oder weniger übernahm.

Die Strandbadbewegung ihrerseits war längst ein Massenphänomen und zielte im Gegensatz zu le-

bensreformerischen Gruppierungen kaum auf politische Veränderungen ab. Doch mit ihrem Drang, das neue Lebensgefühl in der Freizeit auch praktizieren zu können, trug sie massgeblich zu einer politischen Veränderung bei: Das Selbstverständnis des Staates und der Kirche wurde durch den Besuch eines Strandbades nämlich sozusagen automatisch hinterfragt, deren Vormachtstellung kritisiert. Dies führte zu einer öffentlichen und inhaltlichen Auseinandersetzung über die Institutionen «Seebadeanstalt» bzw. «Strandbad».

Alte Werte und Moralvorstellungen kamen auf den Prüfstand, neue ebenfalls. Jahrzehntlang hatte der Staat gemischtgeschlechtliches Baden verboten, ohne dies je begründen zu müssen. Doch streng rechtlich war diese Vorschrift kaum haltbar; mit grosser Mühe liess sich allenfalls der Strafartikel des «öffentlichen Ärgernisses» anwenden. Erkundigten sich aber «Strandbadfreunde» nach den präzisen gesetzlichen Grundlagen einer Trennung von Mann und Frau beim Badespass, dann stellten die Behörden fest, dass die rechtliche Grundlage dazu eigentlich zu dünn war. Wo allerdings die (katholische) Kirche ihr Zepter schwang, konnten restriktive Badevorschriften trotzdem bis in die 1960er- oder sogar 1970er-Jahre bestehen bleiben. Der Staat reagierte auf die wild badende Freiluftbadebewegung aber keineswegs nur restriktiv, sondern sehr oft mit der Errichtung von Strandbädern. Mit diesen war es leichter möglich, den «neuen» Badetrieb zu kanalisieren und zu kontrollieren. Damit begann die Institutionalisierung der Freizeit am See.

Die meisten Quellen geben die Sicht der Behörden oder der Institutionen wieder: Nur selten gibt es direkte Quellen, die Auskunft geben, was «der kleine Mann oder die kleine Frau» zum Thema «Badekultur» dachten. Eine interessante Gattung, die – mit Vorbehalt – darüber Auskunft geben kann, ist diejenige der Leserbriefe. Leserbriefe aus Kreuzlingen und der Region Rorschach machen klar, welches «Pulver-

fass» das Thema «Strandbad» unter Umständen sein konnte. Im Weiteren wäre es interessant, der Frage nachzugehen, weshalb die moralische Auseinandersetzung um Strandbäder nicht selten über Fasnachtsmotive (Konstanz), über die Fasnachtszeitung («Der Gropp», Ermatingen) oder über Karikaturen («Simpli-cissimus», «Nebenspalter») geführt wurde.

Speziell interessierte mich bei meiner Arbeit die Disziplinierung der Badenden. Hans Peter Duerrs These, dass Badeanstalten und Strandbäder dort entstanden, wo bereits (gemeinsam) gebadet wurde, lässt sich auch am Bodenseeufer bestätigen. Dabei gilt meines Erachtens grundsätzlich, dass jede Erstellung baulicher Infrastruktur als Massnahme einer Disziplinierung betrachtet werden kann. Stand bei der Errichtung der Seebadeanstalten die «Disziplinierung in Richtung Hygiene» im Vordergrund, wurde damit gleichzeitig auch mittels Architektur ein sittsames, geschlechtergetrenntes Baden organisiert. Die Erstellung von auch nur einfachen Ankleidekabinen, aber auch von Strandbädern, kommt einer offensichtlichen Disziplinierung der Badenden gleich. Denn die Badenden, die das freie Bad im See oder das Sitzen bzw. sportliche Aktivitäten auf den Wiesen am See geniessen wollten, konnten dies auch in Strandbädern nur unter gewissen infrastrukturellen Vorgaben – die auch komfortabel sein konnten – tun. Insgesamt boten und bieten Strandbäder den Badenden viel mehr Freiheiten als Seebadeanstalten. Die Errichtung von Infrastruktur verhinderte dabei das unkontrollierte gemeinsame Baden und gab die Möglichkeit, sich «sitte» umzuziehen – nicht nur die Badeanstaltskommission Romanshorn stellte aus diesem Grund auf einer einfachen Badewiese Umkleidekabinen auf, und nicht nur die Konstanzer Stadtbehörde entsandte einen Kontrolleur, der den sittsamen Badebetrieb auf der Badewiese sicherstellen musste.

Die einschneidendsten Regeln waren sicher diejenigen, die sich auf die Trennung der Geschlechter und auf die Kleidung bezogen: Nicht einmal dann,

wenn Männer unter sich waren, war ihnen der Anblick entblösster Körper erlaubt; das gleiche galt für Frauen.

Mit der Eröffnung der ersten Strandbäder verschärften sich die Baderegeln vorübergehend. Bauliche Massnahmen wie Trennwände oder Hecken boten in den Strandbädern die Gewähr dafür, dass Kontakt zwischen badenden Männern und Frauen nicht möglich war. Manchmal waren aber weder Bretterwand noch Jalousie notwendig, sondern es genügte eine «markierte Linie», um die Badenden nach Geschlechtern zu trennen.

Schliesslich können Seebadeanstalten und später auch Strandbäder als Seismografen einer gesellschaftlichen Kommunikation betrachtet werden, die Aufschluss darüber geben, wie die Geschlechter untereinander in einer «heiklen» Lebenslage, nämlich im Badeanzug, miteinander umgingen bzw. umgehen durften. Zunächst war Kommunikation gänzlich unmöglich; geschlossene Badeabteilungen in den Seebadeanstalten trennten die Badenden völlig voneinander. Später sorgten in den Strandbädern Trennwände und Hecken zumindest für eine starke Einschränkung der verbalen und nonverbalen Kommunikation. Aus den Quellen über die Badeanstalten lässt sich aber auch herauslesen, wie die Behörden mit ihren Bürgerinnen und Bürgern kommunizierten: Die Behörden ordneten an, die Badegäste hatten sich danach zu richten. Seebadeanstalten und Strandbäder sind aber auch Gradmesser dafür, welchen «Zugang» die Seeanwohnerinnen und -anwohner zum See hatten – zu dieser nicht nur lieblichen, sondern oft auch erschreckenden Naturgewalt: Dank der Seebadeanstalten bzw. der Schwimmlehrerinnen und Schwimmlehrer lernten immer mehr Einheimische schwimmen. Der Stolz auf die «Eroberung des Wassers durch die Badenden» ist auf Fotografien von Sportlerinnen, Sportlern und Berufsleuten an Gesicht und Pose abzulesen.

An der Literaturliste fällt auf, dass darin viele deutsche populärwissenschaftliche Werke und Kataloge vorkommen. Dies rührt daher, dass viele Städtchen an der Nord- und Ostsee die Badekultur als wichtigen Bestandteil ihrer (touristischen) Entwicklung erkannt und entsprechende Arbeiten in Auftrag gegeben haben. In der Schweiz befassen sich noch kaum Bücher und Aufsätze mit dem öffentlichen Baden. Forschungsgebiete waren bisher erst Bade- und Heilkuren im 17. und 18. Jahrhundert. Vergleiche mit Grossstädten wie Berlin oder Wien zeigen aber, dass überall ein ähnlicher Disput über Hygiene und Sitte geführt wurde. Dieses Mal war also die Provinz nicht provinzieller als die Zentren – am Bodensee fanden die entsprechenden Auseinandersetzungen nur später statt.

Vor hundert Jahren wurde mit strikten Badeordnungen und insbesondere der rigorosen Durchsetzung der Geschlechtertrennung versucht, möglichen Entgleisungen aller Art vorzubeugen. Die eine oder andere diesbezügliche Quelle oder das eine oder andere diesbezügliche Zitat in der vorliegenden Untersuchung mag heute zum Lächeln verleiten – die Kontroversen von damals wirken heute oftmals grotesk.⁷⁰⁷ Doch es wäre naiv zu glauben, dass heute trotz gemeinsamen Badens und sexy Badekleidern nicht ebenso eiserne Verhaltensregeln gälten: Diese bleiben zwar meist unausgesprochen, sind aber gerade deshalb komplex und kompliziert. Die scheinbare Selbstverständlichkeit, mit der etwa nackte Busen akzeptiert werden, ist jedenfalls nur ein kleiner Teil der normativen Realität im heutigen Badealltag.⁷⁰⁸ Und weil Letzterer stark auf ungeschriebenen Regeln basiert, wird es für spätere Generationen von Historikerinnen und Historikern nicht einfach sein, diesem einmal gerecht zu werden.

707 «Manches wirkt heute grotesk. Ich denke an ausgedehnte Kontroversen zum Thema «Strandbäder in St. Gallen». Fördert die Versammlung halbnackter Männer und Frauen den Sittenzerfall? Und welche Haltung sollen katholische Eltern einnehmen? «Die Ostschweiz» hatte eine unmissverständliche Antwort parat: katholische Eltern sollen ihren Kindern das verderbliche Strandbadvergnügen strikte verbieten.» (SGT 27. November 1997).

708 Jaeger.

